

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Colson Whitehead**

**Der letzte Sommer auf Long Island**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Inhalt

Vorstellungen von Rollschuhbahnunendlichkeit	7
Die Blütezeit des Verdammt	46
Wenn ich dir weniger zahlen könnte, würde ich es tun	88
Die Gangster	146
Zur Verhütung von Wutausbrüchen	193
Atemtips großer amerikanischer Beatboxer	234
Heute abend improvisieren wir	267
Die schwarze Nationalhymne	305
<i>Danksagung</i>	327
<i>Quellennachweis</i>	328

# Vorstellungen von Rollschuhbahn- unendlichkeit

**Als erstes musste man die Hier-Fragen klären.** Wie lange bist du schon hier? Die Frage danach war reine Angeberei, obwohl jeder, bei dem man Eindruck schinden konnte, das gleiche Geschenk bekommen hatte, und zwar auf die gleiche Weise. Die gleiche in Hochglanzpapier eingeschlagene Sonne, den gleichen milden, gütigen Himmel, die gleiche Schotterstraße, auf der man sich früher oder später die Haut aufschürfte. Es war schwer, nicht zu glauben, dass es einem selbst mehr als jedem anderen gehörte, dass es für einen gemacht war und all die Jahre darauf gewartet hatte, dass man auftauchte. Das ging jedem so. Wir waren dankbar dafür, nach einem so langen, öden Jahr in der City einfach nur in dieser Hitze zu stehen. Wie lange bist du schon hier? war das Geräusch, mit dem unsere Falle zuschnappte; Jahr für Jahr ließen wir uns davon ködern, von der reinen, auf den Begriff gebrachten Freude in dem Städtchen Sag Harbor.

Dann kam die nächste Hier-Frage: Wie lange bleibst du hier? – Und der Wettkampf hatte begonnen. Die magische Antwort lautete »Bis zum Labor Day« oder »Den ganzen Sommer«. Jede kürzere Zeitspanne signalisierte Unglück. Zu Beginn der Saison für ein Wochenende hier, um das Haus für den Sommer herzurichten, die Ritzen auszufegen, das war okay. Aber nur für einen Monat herzukommen? Eine Woche? Was war los, hatte man finanzielle Schwierigkeiten? Je-

der hatte finanzielle Schwierigkeiten, klar, aber wenn man sich Sag Harbor davon beeinträchtigen ließ, musste man ernsthaft in der Klemme sein. Nur eine Woche, einen Monat hier, und man ließ zu, dass man im Leben zu kurz kam. Man brauchte nur »Wie lange bleibst du hier?« zu fragen, und eine Wolke verdeckte die Sonne. Die Frage brachte einen Hauch von Herbst mit sich. Alle Antworten fassten das Ende ins Auge, den Tod des Sommers, kaum dass er begonnen hatte. Während man noch darauf wartete, dass die Bucht sich erwärmte, damit man schwimmen gehen konnte, stellte man sie sich bereits zugefroren vor. Bis zum Labor Day war es plötzlich gar nicht mehr so lange hin.

Die letzte Hier-Frage war halb Informationsbeschaffung und halb Gebet: Wer ist noch hier? Die Saison hatte begonnen, wir waren der Beweis dafür, ihr Instrument, aber eigentlich konnte alles erst anfangen, wenn die Spieler Aufstellung nahmen, Einfahrten heruntergetänzelt kamen, die rechte Hand erhoben, um sich abklatschen zu lassen. Die anderen waren notwendig, und wir mussten Bescheid wissen. Der Mensch, der in gebügelten, lachsfarbenen Shorts vor einem stand, sagte beispielsweise: »Ich hab am Mittwoch mit ihm geredet, und er hat gesagt, sie kämen.« Sie waren immer die ersten, ließen keinen Juni aus, als hinge ihr Leben davon ab. (So war es auch.) Irgendwer meinte etwa: »Ihr Rasen ist gemäht.« Ein gemähter Rasen war ein nicht zu leugnendes Vorzeichen unmittelbar bevorstehender, heute oder morgen beginnender Bewohntheit. »Hab ein Auto in ihrer Einfahrt gesehen.« Noch besser. Es gab keine größere Wahrheit als ein Auto in einer Einfahrt. Ein Auto in der Einfahrt war eine Aufforderung, anzuklopfen und den Sommer in Angriff zu nehmen. Man klopfte an die Tür, und sie gab unter den Knöcheln nach – sobald man hier war, blieb die Tür unverschlossen, bis man das Haus wieder zusperrte.

Sobald wir alle hier sind, können wir loslegen.

Ich heiße Ben. Im Sommer 1985 war ich fünfzehn Jahre alt. Mein Bruder Reggie war vierzehn. Was die Frage angeht, wie lange wir schon hier waren: seit jenem Vormittag, nach genau anderthalb Stunden Fahrzeit, denn wir waren dem Urlaubsverkehr ausgewichen. Im

Laufe eines Sommers hörte man viele unterschiedliche Strategien, wie man dem Urlaubsverkehr ausweichen oder ihn wenigstens ein bisschen austricksen konnte. Es gab Leute, die am frühen Freitag nachmittag den Griffel fallen ließen und ihren Kollegen beiläufig den Grund für ihren Aufbruch mitteilten, um ein bisschen Neid zu genießen. Andere wrangen mit eingecremten Händen noch das letzte bisschen Freude aus dem Wochenende und machten sich erst am späten Sonntag abend auf den Rückweg in die Stadt. Unterwegs hielten sie an, um etwas zu essen, und betrachteten das langsame rote Anschwellen vor dem Restaurantfenster, während sie Clam Strips durch Tatarsauce zogen – bald, bald, noch nicht –, bis die Luft rein war.

Die Methode meines Vaters war einfach und brutal – Aufbruch um fünf Uhr morgens, damit wir die einzigen menschlichen Wesen auf dem Long Island Expressway waren, und dann in der von Gespenstern bevölkerten Dunkelheit möglichst weit kommen. Ab und zu sagte meine Mutter: »Es herrscht überhaupt kein Verkehr«, als wäre das ein Wunder. Na ja, richtig dunkel war es nicht, im Juni sind die Sonnenaufgänge früh dran, aber so habe ich diese Fahrten in Erinnerung – das Gedächtnis hat eine Palette und einen breiten Pinsel. Vielleicht habe ich das Ganze auch deshalb so in Erinnerung, weil ich die meiste Zeit die Augen zu hatte. Der Trick bei diesen frühmorgendlichen Touren bestand darin, gerade soweit aufzuwachen, dass man eine Tasche mit Kleidern nach unten zum Auto schleppen konnte, es sich dann darin gemütlich zu machen und sich wieder in den Schlaf zurückzuziehen. Jede unnötige Bewegung konnte einen aus dem Reich des Halbschlafs in den trüben Halbwachzustand verbannen, weshalb mein Bruder und ich in langsamem, stummem Zombieschritt bis zum Rücksitz trotteten, wo wir uns, den Geruch der Polster in der Nase, in unseren jeweiligen Winkel kuschelten, Hintern an Hintern, einem Rorschachtest nicht unähnlich. Was sehen Sie in diesem Bild? Zwei Brüder, die sich in unterschiedlicher Richtung entfernen.

Wir hatten erst kürzlich aufgehört, Zwillinge zu sein. Wir sind mit zehn Monaten Abstand geboren, und bis ich in die Highschool kam, gab es uns nur paarweise, ein eher siamesisches als eineiiges oder bloß brüderliches Paar, definiert von einer unheimlichen Untrennbarkeit.

Miteinander verwachsen nicht an Hüfte, Milz oder Nervensystem, sondern an einer viel wichtigeren Stelle – jener Stelle, an der das Ich der Welt gegenübertritt.

In der menschlichen DNS gab es etwas, was die Leute zwang, mit einem Singsang in der Stimme »Benji und Reggie, Benji und Reggie« zu sagen, als wären wir Comicfiguren oder Werbeträger irgendeines Schokoriegels für fünfundzwanzig Cent. Wenn man einen von uns, was selten vorkam, allein antraf, fragten die Leute als erstes: »Wo ist Benji?« oder »Wo ist Reggie?«, worauf wir einen gründlichen Rechenschaftsbericht über den Verbleib des jeweils anderen lieferten, einen Bericht, den wir rasch mit Inhalt füllten, als wäre es uns peinlich, mit nur einem halbem Schatten draußen an der Sonne ertappt zu werden: »Er ist in die Stadt gefahren. Er hat am Strand seine CAT-Diesel-Power-Mütze verloren und will sich im Kaufhaus eine neue besorgen.« Und der Fragesteller nickte feierlich: Reggies von Truckerfilmen der Siebziger geförderte Liebe zu seiner CAT-Diesel-Power-Mütze war wohlbekannt.

Es gab den Sommer, und es gab die übrige Zeit. Vor unserer Trennung konnte man uns während der übrigen Zeit Klamotten aus der Jungmännerabteilung von Brooks Brothers spazierenführen sehen – schicke weiße Oxfordhemden zum Beispiel, die wir während der Schulzeit in die Hose steckten und zu Hause in sanfter Rebellion heraushängen ließen. Die Grundschule, die wir besuchten, verlangte von uns, dass wir Jackett und Krawatte trugen, also taten wir es. Unsere Handgelenke ließen unsere Jackettärmel unweigerlich hinter sich, obwohl unsere Mutter stets bemüht war, die Säume rechtzeitig herauszulassen. Die Krawatten gehörten zur Spezies der Ansteckbaren, doch wir hatten auch einige, die unser Vater uns zu Beginn des Schuljahrs band und die wir dann die nächsten neun Monate lockerten und festzogen, wobei die Knoten vom Schweiß unserer Kinderfinger immer schmieriger und schmutziger wurden. Wir hatten jeweils einen blauen Blazer und ein beigefarbenes Kordjackett, die im Wechsel mit grauen Slacks und Khakihosen getragen wurden. Ich war etwas größer, was uns dabei half, die Sachen auseinanderzuhalten, allerdings nicht immer.

Wie sahen wir aus, wenn wir auf dem Weg zur Schule oder von der Schule nach Hause nebeneinander die Lexington entlang und über die Sixty-second Street gingen? Ich erinnere mich an einen Tag in der siebten Klasse, als uns an einer Ecke ein alter Weißer ansprach und fragte, ob wir Diplomatenöhne seien. Kleine Prinzen eines afrikanischen Landes. Wo doch die Vereinten Nationen nur knapp einen Kilometer entfernt lagen. Weil – warum sollten sich Schwarze sonst so anziehen? Während ich zu seinen bemoosten Zähnen aufschaute, tat mein »Rede nicht mit Fremden, jeder ist ein Kinderschänder«-Training seine Wirkung, und ich krächzte ein leises »Nein« und zerrte Reggie auf den Fußgängerüberweg. Das Fernsehen war unser Babysitter, klar, deshalb waren die mahnenden Filme der Woche unser Handbuch zu der Frage, wie man sich gegenüber Fremden verhielt. Eifrig durchblätterten wir die einschlägige Literatur, schnalzten abfällig mit der Zunge und schmunzelten über Geschichten von vernachlässigten weißen Kids, die in die Irre gegangen waren, die traurige Prozession knackiger und leicht zu beeindruckender minderjähriger Anhalterinnen und pillenschluckender Examenskandidaten, die wegen des »Erfolgsdrucks« durchdrehten. Wenn uns auf der Straße Fremde ansprachen und Fragen stellten, wussten wir, was wir zu tun hatten. Einfach weitergehen, Bruder. Wie er aussah? Seniorpartner in der Anwaltskanzlei Spinner, Spinner & Spinner. Und wie sahen wir aus? Ich weiß es nicht, aber in Sag Harbor hätte uns niemals jemand so eine Frage gestellt. Dort passten wir hin.

Im Sommer erweiterten wir unser mickriges Modespektrum. Was taten wir, von der Kleiderordnung befreit? Als falsche Zwillinge konnten wir unsere Liebe zur Einförmigkeit nicht loswerden. Jeden Tag trugen wir ein Hemd derselben Marke, aber unterschiedlicher Farbe, mit unterschiedlichen Aufbügeln. Alle paar Monate kaufte unsere Mutter uns bei Gimbel's Klamotten – Überwachungskameras fingen sie ein, wie sie für ihren Nachwuchs herumstöberte und dabei »Zwei davon und zwei davon« murmelte –, und dann warf sie sie zu uns in den Käfig, damit wir uns wie die Hyänen darum raufeten, wer was bekam. Du willst das kastanienbraune Frotteehemd? Dann schnapp es dir als erster, sonst läufst du bis Weihnachten in dem

olivgrünen herum. Der R2-D2-Schlafanzug für dich, der C-3PO für mich. Man musste schnell sein. Als erster den Finger drauf haben war alles.

Wir waren so etwas wie ein eigenes Genre, wenn man ein Familienfotoalbum aufschlug: Da sind Benji und Reggie, wie sie sich im Strandhafer fläzen, an der Haube des in jenem Sommer gemieteten Wagens lehnen, auf einer Bank vor der Eisdielen hocken. Der eine Bruder in einem taubenblauen Izod-Polohemd, der andere in einem mit Rocky-Road-Eis bekleckerten karminroten Izod. Den Arm um den Hals des jeweils anderen gelegt und stets im gleichen Hemd, bis auf das eine entscheidende, differenzierende Detail, das alles bedeutete. Das gleiche, aber mit einer kleinen Abweichung, und es war dieses kleine Refugium des Unterschieds, nach dem wir in Wirklichkeit strebten.

Unser Gesichtsausdruck von Bild zu Bild? Ich: gequält und wie unter Verdauungsstörungen leidend, mit unbehaglichem Blick ob der Entdeckung irgendeines neuen Mangels im Plan der Welt und in der Gedankenblase die Fragen: »Sind wir nicht alle in Wirklichkeit nur Ameisen unter dem Vergrößerungsglas?« und »Ist das Verstreichen unserer Tage nichts anderes als soundsoviel Pixy-Stix-Brausepulver, das durch ein Stundenglas rieselt?« Der Begriff »Frühentwickler« traf nur ein einziges Mal auf mich zu, nämlich im Hinblick darauf, dass ich vorzeitig das Problem der tiefen Existenzangst erfasste. In allen anderen Fällen stapfte und trotzte ich mit den anderen dahin. Meine Knöchel? Ziemlich mitgenommen.

Bitte recht freundlich. Und was macht Reggie? Der schneidet natürlich Grimassen, schielt, feixt, die Finger zu Teufelshörnern gekrümmt, und heischt mit zerbeulter Bettlerschale um ein zusätzliches Quentchen kostbarer Aufmerksamkeit, in unserer Familie ein seltenes Element. Dass wir getrennt werden wollten, wussten wir, doch ertragen konnten wir es nur in winzigen Schritten. Als daher unser Vater zwei billige Imitate als Souvenirs von den Olympischen Spielen 1976 in Montreal anschleppte, schnappte ich mir das Speerwurf-T-Shirt, Reggie griff nach dem Kugelstoß-T-Shirt, und gemeinsam stürmten wir Sommer auf Sommer aus dem Tunnel des Umkleideraums in die

sonnendurchflutete Arena, Mitglieder derselben Mannschaft. Es war schön, eine Mannschaft zu haben, auch wenn sie nur aus uns zweien bestand.

Wo ist der Chirurg, der fähig wäre, diese riskante Operation durchzuführen, diese miteinander verwachsenen Unglücklichen zu trennen? Gebraucht wird, die Arme geschrubbt und von Kopf bis Fuß in Operationskluft, Doc Puberty, der den Schwestern auf den Hintern klatscht und sämtliche allerneuesten Techniken beherrscht. Absaugen! Speerwurf und Kugelstoßen – das passte ganz gut. Die Hormone jagten mich hoch und ließen mich fliegen, eine Bohnenstange mit X-Beinen, aufgeschossen und mager, während sich Reggie, schon immer pausbäckig und mit pummeligen Armen, zu etwas Rundlichem, Kneifbarem wölbte, glatt und weich, wo ich nur aus Ecken und Kanten bestand. Wir lösten uns über Wochen voneinander, mit jedem neuen Haar ein bisschen mehr. Junior Highschool nannte man das.

Bei der physischen Trennung gab es keine Komplikationen, aber wie stand es mit der geistigen, wie ließ sich die Phantomverbindung trennen, kraft deren ich, wenn Reggie sich den Zeh stieß, vor Schmerz aufschrie und umgekehrt? Der Moment meiner seelischen Befreiung wurde ausgelöst von Liza Finkelsteins Rollschuhdisco-party in der achten Klasse, im Frühjahr 83.

Es war Bar-Mizwa-Zeit, in jeder Hinsicht eine gute Zeit zum Leben, besonders aber für unverbesserliche Fingerfood-Aficionados wie mich. Während meine Freunde ihren altehrwürdigen Initiationsritus durchliefen, wurde ich kulinarisch mündig. Was happengroße Snacks anging, hatte ich ein ziemlich behütetes Leben geführt und mich lediglich mit Mini-Hotdogs, La Choy Egg Rolls und anderen Herrlichkeiten der Schule abgegeben, die dem vorgeheizten Backofen verpflichtet ist. Die pikanten, von einem Partyservice gelieferten Köstlichkeiten der in die vollen gehenden, die Bank sprengenden, einfach überwältigenden Bar Mizwa waren eine Offenbarung. Ich erinnere mich, wie ich die silbernen Horsd'œuvres-Tablets bestaunte, die durch die Luft kurvten und flitzten wie fliegende Untertassen aus einem Science-fiction-Film der Fünfziger, an Bord fremde Lebensfor-

men, die ich mir nie hätte träumen lassen, Botschafter geschmacklichen Friedens und Goodwills. Hühnchen-Teriyaki am Spieß, schwedische Fleischklößchen, die in braunen Lachen lagen, alle möglichen Dips in dunkler, zähflüssiger Fülle – es war schwindelerregend, und das lag nicht nur an den paar Schlückchen Manischewitz.

Ich war daran gewöhnt, das einzige schwarze Kind im Raum zu sein – schließlich war ich nur hier, weil ich diese Ansammlung von Abes, Sarahs und Dannys in einer Privatschule in Manhattan kennengelernt hatte –, aber der einzige Schwarze bei einer Bar Mizwa zu sein hatte etwas durchaus Instruktives. Bei jeder Bar oder Bat Mizwa sollte mindestens ein schwarzes Kind sein, auf dessen Afro eine Kippa schwebt – das ist ein hübscher visueller Scherz, nur um das gleich klarzustellen, aber noch wichtiger ist, dass es das fragliche Kind darin schult, entscheiden zu können, wann Leute, die es nur aus dem Augenwinkel sieht, über es reden und wann nicht – im späteren Leben eine nützliche Fähigkeit, um echte von eingebildeter Verfolgung, etwas tatsächlich Geschehendes von der bloßen paranoiden Einbildung unterscheiden zu können. »Wer ist das?« – »Tuschel, tuschel, ein Schulfreund von Andy.« – »So hoheitsvoll und beherrscht – er sieht aus wie der junge Sidney Poitier.« – »Tuschel, tuschel, oder der Sohn eines afrikanischen Diplomaten!«

Hin und wieder bekam ich irgendwann Gesellschaft, wenn etwa eine Rhythm-and-Blues-Band auftauchte, um sich, mit dem unvermeidlichen »Super Freak« als Zugabe, durch die übliche Motown-Retrospektive zu quälen ... während Liza Finkelstein, grimmig und stumm, ihr Platzdeckchen in der Faust zerknüllte und uns alle verfluchte. Ihre Eltern waren Bürgerrechtsanwälte, nicht dass ich wusste, was das hieß, außer dass es Liza an dem einen Tag im Jahr, an dem ein Lehrer den Marsch auf Washington erwähnte, zwang, mit »Meine Eltern waren dabei!« herauszuplatzen. Ihre Eltern respektierten sämtliche Rassen, Hautfarben und Glaubensbekenntnisse, sofern es sich nicht um ihr eigenes Glaubensbekenntnis handelte. Gemäß irgendeinem linken Kalkül waren sie zu dem Schluss gekommen, dass die Traditionen ihres Glaubens Humbug waren, und infolgedessen würde Liza noch eine ganze Weile warten müssen, ehe sie in die Welt der kal-

ligraphischen Einladungen mit ihren aquarienbunten kleinen RSVP-Umschlägen eintrat.

Auflehnung verebbt allmählich. Lizas »Meine Eltern waren dabei!« büßte zwar Jahr für Jahr an Begeisterung ein, aber ich glaube, es war die Bat-Mizwa-Zeit mit ihrem üppigen Prunk und ihrer herrlichen Ausbeute an Geschenken, die ihr die Lippen zu neuen Extremen des Schmollens schürzten. Dermaßen ausgegrenzt zu sein. Und so kam es, dass eines strahlenden Frühjahrmorgens Mr. Johnson, unser hippiemäßiger Englischlehrer, den Marsch auf Washington erwähnte und die im Klassenzimmer 8B Versammelten sich instinktiv Liza zuwandten, um zum letztenmal ihre Erklärung zu hören. In ein paar Monaten würden wir in der Highschool sein, getrennt, nachdem wir – jedenfalls zum Teil – seit frühester Kindheit zusammengewesen waren. Das war ein Meilenstein, und wir warteten darauf, dass Liza uns gab, was wir brauchten. Die Augenblicke dehnten sich. Ein Argwohn oder eine Angst, dass Liza uns diesen notwendigen Dienst vielleicht verweigern würde, begann durchs Zimmer zu kriechen, so wie feiner Mentholzigarettenrauch unter der Tür des Lehrerzimmers hervorkroch. Mein Blick fiel auf ihre karierten New-Wave-Kniestrümpfe, und ich dachte: Liza ist nicht New Wave. Dann blaffte sie ein verächtliches »Meine Eltern waren dabei«, verdrehte die Augen und streckte die Füße in den Gang zwischen den Pulten. Liza brauchte die ganz Bat-Mizwa-Behandlung nicht. Sie war in diesem Augenblick ein Teenager.

Die Finkelsteins handelten eine Vereinbarung aus, der zufolge die ältere Generation eine Rollschuhdiscoparty von weltlicher Konzeption und Ausführung springen lassen und die jüngere Generation den Gebrauch der Wendung »Aber alle meine Freunde« um mindestens fünfzig Prozent reduzieren würde. Normalerweise machten die Eltern anderer Leute mir angst, aber Mr. Finkelstein schien sich über meine Anwesenheit immer zu freuen. Dass die Finkelsteins ihre Tochter auf eine noble Privatschule schickten, war ein Verrat an grundlegenden Werten, und Schulgeld zu bezahlen, wo man doch eigentlich lokale staatliche Schulen unterstützen musste, entsprach an Verwerflichkeit dem Verzehr von Trauben, wenn man Trauben zu boykottieren hatte.

Seinerzeit war jede Traube, die von nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeitern gepflückt wurde, eine dem Auge eines Wanderarbeiterkindes abgepresste Träne.

Dass Mr. Finkelsteins Tochter einen echten schwarzen Freund hatte, milderte die Situation ein wenig ab. Hey, war das nicht der Grund, warum sie überhaupt nach Washington marschiert waren? Die Bilder von jenem Tag im Jahre 1963 sind majestätisch und heilig – das Schwarzweißmosaik aus Gesichtern und Stein, der Andrang der Menschen derart, dass man den Pool und das Monument nicht mehr sieht und der architektonischen Arroganz das Grinsen vom Gesicht gewischt wird. Wenn man tatsächlich dabei war, was dachte man dann, wenn man die Bilder sah? Die Masse der Gestalten war der schiere Ausdruck dessen, was Menschen vermochten, und ermöglichte es einem, sich einzubilden, man könne sich selbst in diesem Menschenmeer ausmachen – das da bin ich bei diesem wichtigen Ereignis, genau da, so wie ich vor alledem war. Es musste möglich sein, sich vorzumachen, dass man in dieser Menge nicht unterging. Ich hatte mit Mr. Finkelstein keine Probleme.

Eine Rollschuhdiscoparty war sicherlich ein Artefakt der Post-Piñata- und Prä-Geschlechtsverkehr-Ära. Wo sind sie nur hin, all die Piñatas von gestern? In einer Aufeinanderfolge schön möblierter Wohnzimmer griffen wir zu Stöcken und drückten unsere Begierde durch eifriges Wüten aus, fielen, niederträchtiger Mob, der wir waren, über die armen Piñatas her, dass ihr jämmerliches Papierfell über uns flatterte, ihr leerer Rumpf schlackerte. Wir mussten ins Innere dringen, die Bestien aufschlitzen, sehen, wie ihnen die rosa Eingeweide platzten und jener schwerfällige Regen aus undefinierbaren Süßigkeiten hervorbrach, die es nur in Piñatas gibt, die schäbigen Zimzis, Dolos und Shrats, süße Stückchen, auf die wir scharf waren wie wohlgekleidete Geier. Jetzt aber wollten wir andere Leckereien. Für einige würde dieses präsexuelle Übergangsstadium nur kurz sein. Nicht für mich. Was mein aufgeblähtes Selbstgefühl, nachdem Emily Dorfman mich gebeten hatte, mit ihr Rollschuh zu fahren, nur um so erbärmlicher machte.

Emily Dorfman war die Größte der Klasse, und das schon eine

ganze Weile. Wir nannten sie Spinne. Ihre Arme und Beine bildeten ein bleiches Gerüst, das ihre Röcke und Blusen abstützte, und ihr war noch nicht klargeworden, dass sie, wenn sie sich das Haar wachsen ließe, vielleicht die zusätzlichen Wirbel kaschieren könnte, die sie am Nacken zu haben schien – wäre sie ein Tier gewesen, hätte sie an den Blättern ganz oben geknabbert. Ich billigte ihr zwar eine gewisse o-beinige Eleganz, eine schlaksige Anmut zu, hatte sie aber noch nie als Sexualobjekt gesehen. Als Kinder hatten wir gemeinsame Waschräume gehabt, die noch unbehaarten Geschlechtsteile der anderen gesehen, und vielleicht hatte es damit zu tun. Nichts Geheimnisvolles.

Wir waren bei der zweiten oder dritten Zuckerorgie von Lizas Geburtstagsparty, als Emily zu mir herüberkam. Ich war noch nicht so viel gelaufen. Die Rollschuhe saßen zu eng, und ich quälte mich unbeholfen um die Bahn. Ich wusste nicht mehr, welche Schuhgröße ich hatte. Im Grunde tat mein Körper, was er wollte, und ich war nicht der Mensch, der um die richtige Größe bat, nachdem ich mich festgelegt hatte, sondern stakste lieber unter Qualen ein paar Stunden lang herum, als etwas für mich zu verlangen. Das hatte ich davon. Ich stand mit den Jungs drüben beim Asteroids-Automaten – wir alle waren vorübergehend blank und spekulierten über den Trainingsaufwand von DMZ, dem Punkteabräumer bei diesem Spiel –, als Emily in unseren Kreis trat und sagte: »Los, Benji, gehen wir auf die Bahn. Ich hab Lust, Rollschuh zu laufen.« Sie klopfte mir auf die Schulter, um die Beiläufigkeit ihres Vorschlags zu unterstreichen.

Ich schaute zu Andy Stern hinüber, der mein Kumpel war. Wir spielten zusammen Dungeons & Dragons, hatten vor ewigen Zeiten mit *Krieg der Sterne* angefangen, wahre Marathonsitzungen. Ich erinnerte mich, dass er Emily in der dritten Klasse eine Zeitlang Zettel zugesteckt hatte. War das okay? Würde er als Dungeon Master Rache nehmen? Damals drückten wir Aggressionen dadurch aus, dass wir Orks, Greife und Homunkuli aufeinanderhetzten. Andy Stern kratzte sich mit leerem Blick unter seinem Topfhaarschnitt. Was war schon dabei? Spinne löste keine solchen Empfindungen bei mir aus, und wieso sollte ich bei jemandem solche Empfindungen auslösen? Ich sagte »Okay«, und wir fuhren los.